

Auf der „Salomon“ segeln elf Jugendliche, fünf Betreuer, ein Kapitän, ein Mechaniker und ein Graupapagei, der die Melodie von „Star Wars“ pfeifen kann. Das Schiff hat einen Rumpf aus Stahl und drei Masten. Es ist mehr als hundert Jahre alt, 47 Meter lang und 6,6 Meter breit. Die Reise führt von Las Palmas auf Gran Canaria nach São Vicente, Kapverdische Inseln, 860 Seemeilen lang, über den Atlantik.

An Bord gehen, zum Beispiel:

Kai, 15, gegen den ein Verfahren wegen versuchten Mordes lief.

Sergio, 17, der unter schweren Stimmungsschwankungen leidet und vor drei Tagen einem Betreuer so hart auf die Nase schlug, dass Blut floss.

Costa, 15, der vor Kurzem einen Honda stahl, mit 200 Stundenkilometern über die Autobahn fuhr und dann einen Polizeiwagen rammte.

Paul, 15, der in Deutschland seinen Betreuer vom Jugendamt angegriffen und sich selbst geschlagen hat.

Iggy, 17, der so gut das Computerspiel „Call of Duty“ spielt, dass er der Anführer eines Clans wurde und ein halbes Jahr lang nicht zur Schule ging, weil er auf dem Computer Leuten in den Kopf schießen musste.

Joël, 14, der seinen Vater fand, an einem Strick erhängt, und danach so viel Gras rauchte, dass er heute auch dann bekifft wirkt, wenn er nüchtern ist.

Die Jugendlichen von der „Salomon“ haben Dinge getan oder erlitten, die nicht ihren echten Namen zugeordnet werden dürfen, auch weil die Jungen diesen Text lesen könnten, und es nicht vorhersehbar ist, wie sie danach miteinander umgehen würden. Einer hat sich an seiner jüngeren Schwester vergriffen, einer wurde von seinem Vater entführt, einer hätte nicht zur Welt kommen sollen. Die Eltern versuchten, das ungeborene Kind zu töten, indem der Freund der werdenden Mutter immer wieder in den Bauch schlug.

Einer dieser Jungen auf der „Salomon“ ist Tom, 15, Dealer, Zuhälter, Schläger, Räuber, der größte der elf Jugendlichen. Er ist knapp 190 Zentimeter groß, wiegt 80 Kilogramm und schafft 50 Liegestütze am Stück, auf den Fäusten. Er hat einen schwarzen Dreitagebart und wirkt wie 20. Zuletzt wurde er wegen Körperverletzung, Hehlerei, Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz und Raub zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, aber die Strafe wurde zur Bewährung ausgesetzt, was rückblickend eine schlechte Idee war. Als er auf das Schiff kommt, läuft ein Verfahren gegen ihn wegen Drogenhandels, versuchter schwerer räuberischer Erpressung und weil er ohne Fahrkarte mit der Bahn gefahren ist. Tom behauptet außerdem, vieles getan zu haben, von dem die Staatsanwaltschaft nichts weiß, was er aber

gern erzählt: Er hat ein Mädchen aus seiner Wohngruppe für 40 Euro an seine Freunde verkauft, er hat Tankstellen überfallen, und er hat einem Mädchen eine brennende Zigarette ins Auge gedrückt.

Tom bekommt auf dieser Reise keine Medikamente gegen seine Entzugserscheinungen. Er kann nicht weglaufen oder jemanden anrufen. Der Satz „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ gilt auf dem Schiff nicht, weil es keine Privatsphäre gibt und kein Recht auf freie Entfaltung.

Unser Rechtssystem sieht vor, dass Täter wie Tom weggesperrt werden. Wenn ein

junger Mann wie er, und es sind fast immer Männer, in einem Gefängnis landet, liegt das Risiko bei 70 Prozent, dass er danach wieder ein Verbrechen begehen wird.

Bei Jugendlichen lässt das deutsche Recht noch eine andere Möglichkeit zu: intensiv betreute Auslandsaufenthalte. Solche Projekte sind in den vergangenen Jahren immer unpopulärer geworden. Edmund Stoiber sagte schon vor über zehn Jahren: „Wir wollen keine Pädagogik unter Palmen.“

Die „Salomon“ segelt unter Schweizer Flagge, das Schiff gehört einer Stiftung im Kanton Zürich. Sieben der elf Jugend-

Wolfskinder

Erziehung Auf Gran Canaria gehen elf Jugendliche an Bord eines Segelschiffs: Schläger, Räuber, Dealer, Zuhälter, Beinahemörder. Von der Gesellschaft Aufgegebene. Vor ihnen liegen 40 Wochen auf dem Atlantik – ihre letzte Chance. *Von Takis Würger*

Reisender Kai beim Sprung von der „Salomon“ ins Meer



FABIAN WEISS / DER SPIEGEL

lichen sind Schweizer, vier sind Deutsche. Zwei Drittel von ihnen werden es packen, jedenfalls verspricht das die Statistik. Jeder zweite Jugendliche, der auf der „Salomon“ gesegelt ist, führt danach ein geregeltes Leben. Für ein paar ehemalige Matrosen der „Salomon“ bedeutet das, dass sie in Bremen Mathematik studieren oder ein Restaurant eröffnet haben, aber für die meisten heißt es, dass sie nicht im Gefängnis sitzen oder unter einer Brücke leben.

Auf der „Salomon“ muss Tom 40 Wochen bestehen. 40 Wochen, in denen er lernt, arbeitet und sich so gut benimmt,

dass die Betreuer sagen, er habe bestanden und dürfe wieder aufs Festland.

Es wäre ein Fehler, sich eine Fahrt mit der „Salomon“ wie eine Urlaubsreise in die Karibik vorzustellen. Nächstenliebe auf diesem Schiff zeigt sich meist in Form von Härte.

40 Wochen. So lange dauert eine Schwangerschaft. Es ist der Versuch einer Wiedergeburt.

Zu Beginn der Überfahrt sitzt Tom in einer heißen Kammer unter Deck und legt die schmierige schwarze Ankerkette zusammen. Er will das nicht machen, aber

er muss. Die Kette ist aus verzinktem Stahl und dick wie ein Feuerwehrschauch. Tom flucht leise vor sich hin. Als einer der Jungen die Glocke schlägt, die immer geschlagen wird, wenn sie den Anker einholen, brüllt er nach oben: „Digga, meine Ohren, Digga.“

Als das Schiff die Kanaren verlässt, ist die Lagerkammer voll mit Bananen und Nudeln. Auf dem Kombüseendach liegt ein 20 Kilogramm schwerer Kürbis, den ein Händler den Jugendlichen geschenkt hat.

Das Essen reicht für einen Monat. Es ist unklar, wie lange diese Überfahrt dauern

wird. Bei gutem Wind wäre die Distanz in fünf Tagen zu schaffen, aber die „Salomon“ wird von Tom und den anderen Jugendlichen gesegelt. Die Betreuer und der Kapitän bestimmen nur den Kurs und sorgen dafür, dass das Seerecht eingehalten wird.

Einer der Betreuer beobachtet Tom, wie er an Deck steht und auf die kleiner werdenden Lichter von Las Palmas blickt. „Er ist mir zu ruhig. Er hat noch irgendwo Stoff“, sagt der Betreuer.

In den nächsten drei Stunden erbricht sich Kai dreimal ins Meer. Tom fühlt sich ein wenig seltsam, aber übel ist ihm nicht. Er ist seit drei Tagen auf dem Schiff und fasst seinen Eindruck so zusammen: „Scheiße.“

Warum?

„Hier darf ich nicht rauchen, nicht ficken und nicht feiern.“

Am Morgen des zweiten Tages gibt der Kapitän das Kommando zum Segelsetzen. Ginge es nach den Jugendlichen, würde die „Salomon“ unter voller Kraft des Dieselmotors über den Atlantik fahren.

Die Jugendlichen, die schon länger an Bord sind, wissen, was zu tun ist, sie ziehen an Tauen und klettern durch die Takelage. Tom nestelt an einem Sicherheitsgurt. Es ist der schwarze Gurt, für Erwachsene gedacht.

„Das ist der falsche Gurt“, sagt der Kapitän.

„Der andere passt mir nicht“, sagt Tom. Er setzt zu einer Erklärung an. Der Kapitän hat dafür keine Zeit.

„Halt mal die Klappe jetzt.“

„Hast du ‚Halt die Klappe‘ gesagt?“

„Ja.“

„Wenn man bei uns sagt: ‚Halt’s Maul‘, dann gibt’s was auf die Fresse.“

„Wenn ich im Manöver rede, hörst du zu.“

Der Kapitän heißt Martin, er steht vor Tom und legt kurz den Kopf schief. Martin ist für drei Monate auf dem Segelschiff, als Aushilfskapitän, normalerweise betreibt er eine Strandbar auf den Kapverden. Er ist noch ein wenig größer als Tom und erheblich kräftiger. An seiner rechten Hand fehlt ihm der halbe Daumen, weil er einmal in das Lüfterrad eines Betonmischers gefasst hat. Sein Hobby ist Harpunieren. Einmal hat ein Rochen ihn beim Tauchen angegriffen, ihm mit der Schwanzflosse ins Gesicht geschlagen und dabei einen seiner Schneidezähne in drei Teile gespalten. Martin taucht trotzdem noch gern.

Martin schaut Tom einmal kurz direkt in die Augen. Dann lässt er ihn stehen.

Eineinhalb Stunden später blähen sich die Segel im Wind. Das Manöver hätte 30 Minuten dauern sollen.

„Wenn ihr wollt, dass was passiert, müsst ihr anpacken“, sagt Martin.

Tom trägt jetzt den bunten Gurt der Kinder.



Betreuer Reist, Papagei Gundi: Nächstenliebe zeigt sich meist in Form von Härte

Am ersten Tag der Reise spricht Tom lange über den Wert der Diamantlieggestütze. Später erzählt er seine Geschichte.

Tom kommt aus Diepholz, aus einer Region, die dafür bekannt ist, dass dort exzellente Schweine gezüchtet werden. Er wuchs in einem holzvertäfelten Haus auf. Im Garten seiner Nachbarn steht ein Buchsbaum, den jemand in die Form eines Schwans getrimmt hat.

Der kleine Tom war dick und schüchtern, er hatte eine grau-schwarz getigerte Katze, die „Churchill“ hieß, und er verbrachte viel Zeit mit seiner Mutter. Die Mutter war in einem Heim aufgewachsen. Sie wollte ihrem Sohn eine Familie sein, am Anfang ging es gut. Dann starb „Churchill“, und Tom kam in die Schule.

Nach zwei Wochen nannte ihn ein Mitschüler „Fettsack“. Tom nahm den Kopf des Mitschülers und schlug ihn ein paarmal in eine Ziegelsteinmauer.

Tom mochte die Sonderschule, auf die er kam. Am Ende der fünften Klasse hatte er einen Notendurchschnitt von 1,3. Er wollte Anwalt werden, „weil mich die ganze Jura-Scheiße interessierte“, wie er sagt.

Tom machte einen Test, mit dem überprüft werden sollte, ob er wieder auf eine Regelschule gehen könnte, und als er bestand, entschieden die Lehrer, dass er an einer Hauptschule unterfordert sein würde, und schickten ihn auf eine Realschule.

Sein Freund „Atze“ gab Tom den ersten Joint in die Hand, da war er elf. Er zog

ein paarmal, wollte danach niemanden mehr schlagen, und ihm war klar, dass Cannabis perfekt für ihn sein würde.

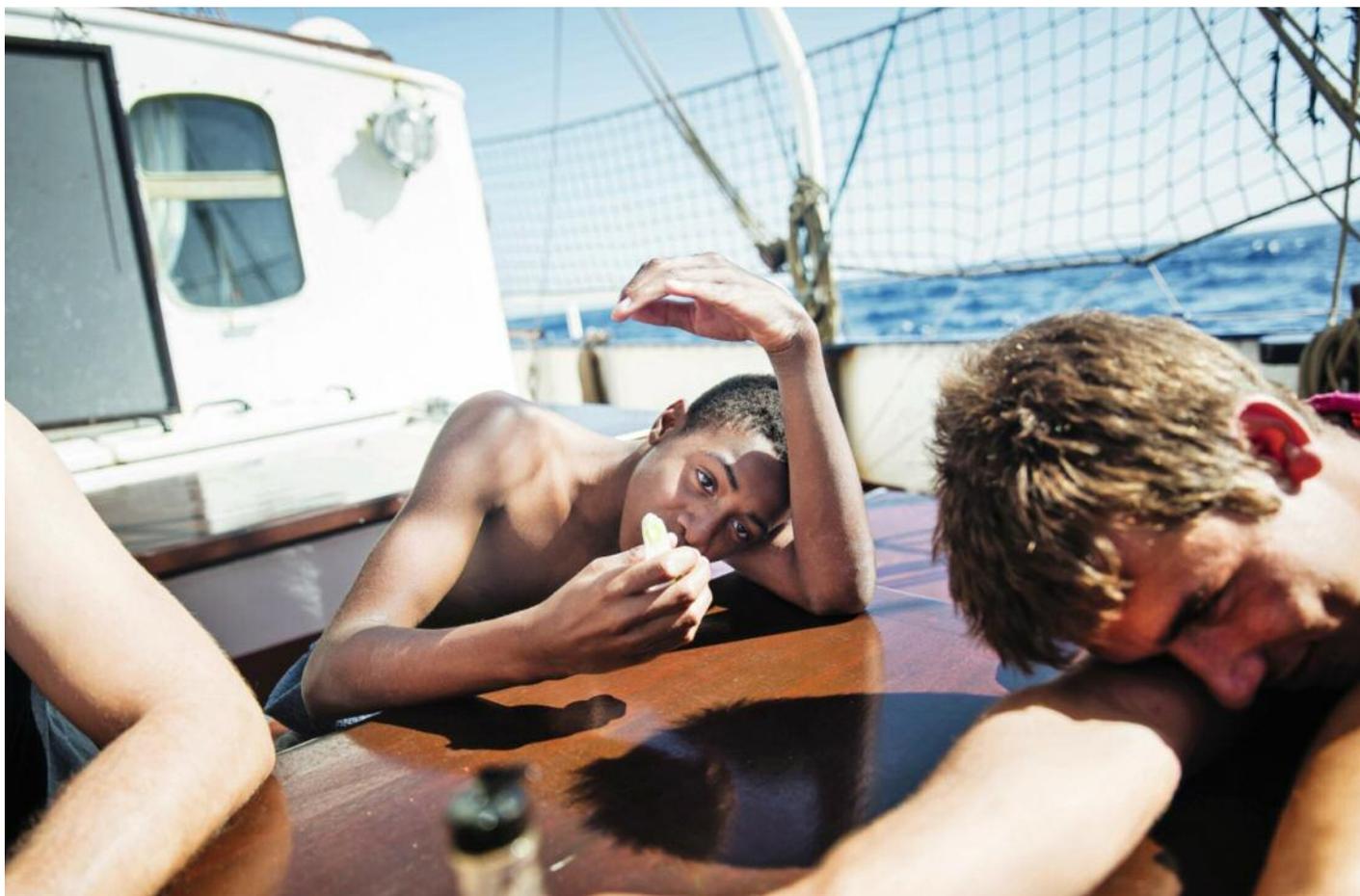
Er klaute am liebsten „Arktis Premium Vodka“ bei Netto. Tom trank mit einem Freund, den er kannte, seit er ihn mit einem Russen verwechselt und ihm die Nase zertrümmert hatte. Danach waren sie Freunde geworden.

Wenn man Tom nach seiner Mutter fragt, sagt er: „Sie ist eine Scheißmutter.“

Mit zwölf Jahren, so erzählt er, hörte er auf, in die Schule zu gehen, und er stieg von „Arktis“ auf „Gorbatschow“ um. Mit 13 begann eine Zeit, die er „meine krasse Chemiephase“ nennt. Er nahm Ecstasy, er aß halluzinogene Pilze, einmal zog er Crystal Meth auf einem Festival und schlief danach mit einer dicken Frau, sagt er, deswegen nahm er es nie wieder. Am besten gefiel ihm Kokain. Er trank bei gutem Wetter Absinth, weil der so sommerlich schmeckte, bei Regen trank er Stroh-Rum.

Ein Gramm Cannabis kostete in Diepholz 10 Euro, ein Gramm Kokain kostete zwischen 80 und 100 Euro. Toms Taschengeld reichte nicht, deshalb fing er mit zwölf Jahren an zu dealen. Ein guter Kunde war seine Mutter.

Tom stellte Regeln für sich auf, nach denen er sein Geschäft betreiben wollte: Er streckte nie. Er brauchte einen Kundentamm, und dafür mussten die Kunden zufrieden sein. Er verkaufte nur an Bekannte oder an Freunde von Stammkunden.



Betreute Kai, Sergio: „Iss die Scheiße jetzt, oder ich hau dir eins auf die Schnauze“

Er merkte, wie schön es ist, Geld zu haben, und überlegte, wie er mehr verdienen könnte, kaufte sich eine 9-mm-Browning und überfiel eine Aral-Tankstelle. Als Tom an diesem Abend im Bett lag, um 400 Euro reicher, musste er an die Frau denken, die in der Tankstelle gearbeitet hatte. Ich erkenne mich nicht wieder, dachte er. Dann nahm er seine Kugelbong, rauchte ein paar Ladungen Haschisch, und es ging wieder.

Die Antwort des deutschen Staates auf Toms Verbrechen hatte verschiedene Formen: Richter verwarnten zunächst, dann verurteilten sie ihn. Tom machte drei Therapien. Er wohnte in einer betreuten Wohngemeinschaft mit anderen Kindern, was ihm gefiel, weil er zu Hause bleiben konnte, wenn er seine Drogen verkaufen wollte. Er war auch zwei Wochen im Jugendarrest, da will er nicht wieder hin, weil dort ein Gulasch serviert wurde, das ihm nicht schmeckte, sagt er.

Verschiedene Leute tragen Schuld daran, dass Tom zu dem Menschen wurde, der er ist. Sein Vater, der ihn verließ, seine Mutter, die von ihm Gras kaufte. Seine Erzieher, Richter, Sozialpädagogen, Polizisten und Lehrer, die an ihm versagten.

Es gibt niemanden auf der Welt, dem dieser Junge traut. Also wurde er mit zwölf Jahren erwachsen.

Einen Tag bevor das Schiff aus dem Hafen lief, rief er die Frau an, die ihm längst keine Mutter mehr ist, und sagte ihr zwei Dinge.

Erstens: „Madrid ist so riesig, Diepholz ist ein Scheiß dagegen.“ Zweitens: „Die sind hier alle in meinem Alter, aber, wie ich es erwartet hab, alles kleine Kinder.“

Am Nachmittag des zweiten Tages darf Tom zum ersten Mal ans Steuer der „Salomon“. Er schaut auf das Wasser und sagt: „Ist schon krass, wie viel Nichts da ist.“

Die „Salomon“ ist kalter Entzug von allem, was diesen Jugendlichen wichtig ist: Freiheit, Zigaretten, Wodka, Mädchen, „Call of Duty“, bei manchen die Mutter, bei allen Cannabis, bei Tom die Medikamente gegen den Alkoholentzug, bei Sergio und Kai die Mittel gegen das, was Aufmerksamkeitsstörung genannt wird: die Medikamente Cipralext, Ritalin und Risperidon.

„Dipiperon schmeckt ein bisschen nach alten Haribos“, sagt Kai.

„Wenn du zu viel davon nimmst, verstopft es dir die Nase“, sagt Tom.

Dipiperon ist ein Antipsychotikum.

Sergio sitzt daneben, greift nach Iggys Hand und schlägt sie sich ins Gesicht.

Ärzte sagen, ADHS entstehe durch eine Stoffwechselförderung. Entwicklungspsychologen sagen, ADHS entstehe durch schlechte Erziehung. Segeln funktioniert jedenfalls auch ohne Ritalin. Die „Salomon“ fährt unter vollen Segeln Richtung Afrika. Am Steuer steht Sergio.

Kai bekam zum ersten Mal im Kindergarten Amphetaminsaft. Ärzte attestierten ihm ADHS, Legasthenie und eine Sprit-

zenphobie. Er mag außerdem kein Gemüse, besonders schlimm findet er Salat.

An diesem Abend gibt es auf der „Salomon“ Salat und danach Nudeln. Kai sitzt mit aufgestützten Ellenbogen vor einer hellblauen Plastikschaale, in der einige Blätter Eisbergsalat liegen.

Tom setzt sich Kai gegenüber.

„Iss die Scheiße jetzt, oder ich hau dir eins auf die Schnauze“, sagt er, und dann, als Kai keine Reaktion zeigt: „Probier wenigstens ein Stück.“

Kai wurde aus den USA adoptiert, er hat die dunkle Haut seiner Eltern, die er nie gekannt hat, und wuchs als Schwarzer unter Weißen in Bad Honnef auf.

Als keiner es sieht, kippt er den Salat ins Meer.

In Deutschland hat er sich auf keine therapeutischen Angebote mehr eingelassen, er ist aus einer geschlossenen Psychiatrie geflogen und aus seiner Wohngruppe.

An einem Tag im späten Mai des Jahres 2014 ging er auf eine Fußgängerbrücke der Bundesstraße 42, er nahm ein paar Steine vom Wegesrand und warf sie auf Autos. Er traf eine Motorhaube und eine Windschutzscheibe, zwei Autos verfehlte er. Als die Beamten Kai fragten, warum er das getan habe, sagte er, weil er das Geräusch des Aufpralls interessant finde.

Das Bonner Jugendschwurgericht verurteilte ihn zu 15 Monaten Bewährung wegen gefährlichen Eingriffs in den Straßenverkehr. Den Vorwurf des vierfach ver-



Sportler Tom, Hans: Bei gutem Wetter Absinth, bei schlechtem Stroh-Rum

suchten Mordes sah das Gericht nicht als erwiesen an.

Wenn Kai als Mörder ins Gefängnis gegangen wäre, hätten ihm zehn Jahre Haft gedroht, das ist die Höchststrafe für Jugendliche. Ein Tag in einem deutschen Gefängnis kostet den Steuerzahler knapp hundert Euro. Nach zehn Jahren Haft, nachdem Kai mehrere Hunderttausend Euro gekostet hätte, wäre er freigekommen. Und dann?

Die Betreuung auf der „Salomon“ kostet für 40 Wochen rund hunderttausend Euro pro Person.

Am Morgen des dritten Tages sitzt Tom auf dem Achterdeck und spielt Gitarre, er zupft die Noten von „Hurt“ von Johnny Cash. Der Text geht so:

*If I could start again
A million miles away
I would keep myself
I would find a way*

In der dritten Nacht steht Tom am Steuer neben Robin, einem der Sozialpädagogen. Robin hat früher im baden-württembergischen Leistungskader gesegelt. In seiner Freizeit fährt er seinen eigenen Katamaran.

„Wie steuerst du ohne Rudereinschlag?“, fragt Tom.

„Woran könnte ich mich denn noch orientieren?“, fragt Robin.

„Sonne.“

„Woran, wenn die Sonne nicht scheint?“

„Am Polarstern.“

Robin schaut hoch in den Himmel.

„Wo der Polarstern ist, kann ich dir nicht sagen“, sagt er, „aber ich orientiere mich an dem Stern da vorn, zwischen dem Mast und den Wanten.“

Toms Augen glänzen im Licht des Steuerhauses.

„Cool“, sagt er.

Das grimmige Gesicht, das Tom sich tagsüber aufsetzt, ist verschwunden.

Am vierten Tag scheint erst wenig zu passieren, außer dass sich Paul einen Stift in den Po steckt und dass Kai eine Maxi-Packung Twix aus dem Schrank der Betreuer klaubt, achteinhalb Twix isst und ein halbes ins Meer wirft.

Dann schallt die Stimme des Smutje über Deck: „Waaaaaaleeeee“. Tom kneift seine Augen zusammen, er hat plus drei-Dioptrien, aber im Alltag trägt er keine Brille, weil er findet, dass das nicht gut aussieht. Jetzt läuft er unter Deck und holt eine dicke Brille mit einem grünen Gestell, setzt sie auf und lehnt sich weit über die Reling, um besser sehen zu können. Eine Schule Delfine surft durch die Bugwelle.

„Digga“, sagt Tom immer wieder. Er lächelt. Die Wiedergeburt hat begonnen.

Dann geht er unter Deck und spielt Fifa 15 auf der Playstation, PSG gegen eine Weltauswahl.

Am Morgen des fünften Tages führt Tom sein erstes Einzelgespräch hinterm Steuerhaus. Der Betreuer hört Tom eine Stunde lang zu, in der er über seine Gefühle redet, aber es ist schwer zu sagen

bei diesen Jugendlichen, ob sie das nur sagen, weil sie wissen, was die Betreuer hören wollen. Sie haben ihr halbes Leben solche Gespräche geführt. Am Ende, nachdem er sich alles angehört hat, sagt der Betreuer: „Ich glaub dir das alles nicht.“

Jonathan Reist, 32 Jahre alt, ist der pädagogische Leiter der „Salomon“, und er ist einer der wenigen Menschen mit einem Schweizer Pass, die den Satz sagen können: „Ich bin im Dschungel aufgewachsen.“ Reist wurde in Papua-Neuguinea geboren. Seine Eltern waren Entwicklungshelfer, er besuchte ein Internat, das von christlichen Missionaren geleitet wurde, und lernte dort, was Einsamkeit bedeutet und wie es sich anfühlt, wenn einem ein Erwachsener ins Gesicht schlägt. Mit 15 zog er mit seinen Eltern in die Schweiz. Seitdem weiß er, dass es für einen Jugendlichen schwer sein kann, sich anzupassen.

Er machte eine Ausbildung zum Kaufmann und verkaufte eine Zeit lang Frontscheiben für ICE. Dann, in einem Winter, fuhr er mit einer Freundin zum Squash, ein anderer Autofahrer drängelte, überholte den Wagen, in dem Reist saß, hielt an, stieg aus, zog eine Pistole und schoss mehrere Male, so erzählt er das. Keines der Projektile traf, aber Reist war ein anderer Mann. Als er dort kauerte, dachte er: Wenn du jetzt stirbst, was hinterlässt du?

Ein paar Tage später rief er seinen Chef an, kündigte seine Arbeit als Frontscheibenverkäufer und begann eine Ausbildung



FABIAN WEISS / DER SPIEGEL

Segelschiff „Salomon“, Jugendlicher Iggy: Kalter Entzug von allem

zum Sozialarbeiter in einem Heim. Nach ein paar Zwischenstationen kam er aufs Schiff.

Reist glaubt, dass die Arbeit auf der „Salomon“ aus zwei Gründen sinnvoll ist. Erstens: Hier können die Jugendlichen nicht abhauen. Zweitens: Auf dem Schiff erleben sie eine Strenge, die in einem Heim schwer möglich ist, und gleichzeitig merken sie – Reist sagt das genau so –, dass sie geliebt werden.

„Das Wort ‚Liebe‘ darf man in der Pädagogik eigentlich nicht sagen, aber es ist so“, sagt Reist.

Liebe bedeutet nicht, dass Reist den ganzen Tag die jungen Männer umarmt. Als Iggy alles verweigerte und wie tot auf dem Vorschiff saß, redete Reist auf ihn ein, bis eine Reaktion kam. Als Sergio mit einer Eisenstange vor ihm stand, brüllte Reist ihm ins Gesicht, bis er sie weglegte. Liebe bedeutet, dass die „Salomon“ niemanden aufgibt. Als Sam auf dem Schiff ankam, kletterte er ins Netz am Bug, ganz nach vorn und blieb dort liegen. Reist setzte sich auf eine Truhe auf dem Bug und sprach mit ihm, ohne dass Sam antwortete. Nachts blieb er sitzen, und er blieb auch dann noch dort, als ihm die Augen zufielen. Nach vielen Stunden begann Sam zu frieren und ging in seine Kojen. Nach diesem Tag wusste er, dass Reist nicht aufgeben würde. Heute hat Sam noch immer Aussetzer, aber meistens benimmt er sich, lernt Segelknoten, zeigt Zaubertricks mit

Karten und besteht Woche nach Woche. Bestehen heißt, jemand hat so gut gesegelt, gearbeitet und gelernt, dass die Betreuer sagen, es war gut genug. 40 Wochen bis zur Heimreise bedeutet 40 bestandene Wochen. Die meisten Jugendlichen brauchen dafür eineinhalb Jahre, manche bleiben drei, bis sie 18 sind und der Staat nicht mehr zahlt. Tom wird seine erste Woche nicht bestehen, weil er dem Kapitän Schläge angedroht hat, aber das weiß er noch nicht. Reist wird es ihm sagen.

Einige der Jugendlichen werden abstürzen, wenn sie von Bord gehen, sagt Reist, obwohl sie danach in einer Wohngemeinschaft zur Nachbetreuung leben. Die Freiheit ist zu viel. Zu den schweren Fällen gehe er dann persönlich und sage: „Wir haben zusammen gekotzt. Wir sind zusammen durch den Sturm gesegelt. Das hier schaffen wir auch noch. Erinnerung dich.“

Am Nachmittag des vierten Tages beißt ein Fisch in den Köder von Robins Angel. Kurz danach essen die Betreuer und Joël frisches, rohes Goldmakrelenfilet mit Limettensaft und grobem Meersalz. Sam kommt ins Steuerhaus und fragt Martin, welche Insel sie ansteuern.

„São Vicente“, sagt Martin.

„Gibt es da Döner?“, fragt Sam.

Die Jungs auf diesem Schiff verfolgen ihre eigenen Ziele: Sams Ziel ist es, einen Döner zu essen. Iggy will bald wieder seinen eigenen Clan gründen. Kai will ein Leben ohne Salat führen. Wenn die Ju-

gendlichen länger auf dem Schiff sind, ändern sich ihre Wünsche. Sergio will einen Ausbildungsplatz als Tischler. Hans will seine Mutter nicht enttäuschen.

In der Nacht des fünften Tages verdunkelt Sahara-Sand die Sterne. Der Himmel ist fast so schwarz wie das Wasser.

Am Morgen sind die Scheiben beschlagen, und an Deck liegen ein paar tote fliegende Fische, die in der Nacht an Bord gesegelt sind. Das frische Gemüse ist alle, der Kürbis verschimmelt. Wind zieht auf. Die Jungen setzen die Segel, erst haben sie gute Laune, aber dann wird es stürmisch, und Martin muss ein paar Segel bergen. Die Wellen krachen jetzt aufs Deck.

In der Nacht des sechsten Tages, um drei Uhr morgens, fegt der Wind mit 30 Knoten übers Meer. Dann reißt die Dirk, das Drahtseil, das den Baum des Großsegels hält. Die Jugendlichen müssen aus ihren Kojen klettern und die Segel bergen, niemand macht dumme Sprüche, weil jeder froh ist, dass es Erwachsene an Bord gibt, die wissen, was zu tun ist, damit dieses Schiff nicht untergeht.

Die „Salomon“ fährt jetzt wieder unter Motor und stampft durch die Wellen. Tom zieht Taue, dass ihm die Adern auf den Armen anschwellen.

Einige der Jugendlichen sind Opfer ihrer schlechten Eltern oder kranker Hirnströme: die Spielsüchtigen, Drogensüchtigen und Hyperaktiven. Junge Männer wie Tom und Kai sind auch Täter. Aber tragen sie die Schuld daran, dass sie dazu geworden sind? Trägt ein 15-jähriger Junge die Schuld an irgendetwas?

Paul, Sam, Costa, Sergio, Kai, Joël, Norman, Iggy, Hans, Tom. Die verlorenen Jungs, die eine letzte Fahrt bekommen, eine letzte Chance.

Der Wind hat sich gelegt, leichter Dunst liegt über dem Wasser. Sergio steht auf dem Vordeck, und dann sagt er, nicht laut, aber bestimmt: „Ich seh Land.“

Steuerbord taucht die Felsenküste der Insel São Vicente auf, an der früher Piraten ihre Verstecke hatten. Die Jugendlichen stellen sich aufs Deck. Es ist der Morgen des siebten Tages und einer der Momente, in denen kaum einer etwas sagt.

Zum ersten Mal auf dieser Reise liegt die See glatt und wirft keine Wellen. Tom lehnt sich über die Reling und schaut in das türkisfarbene Wasser bis auf den Grund. Dann schaut er nach oben auf die Felsen.

Seine Schultern sind ein wenig nach vorn gefallen, seine Augen sind groß und offen, er trägt seine Brille, die Haut auf seiner Nase pelzt sich. Er sieht aus wie 15 Jahre, wie der Junge, der er ist.



Video: An Bord mit den Wolfskindern

spiegel.de/sp332016schiff
oder in der App DER SPIEGEL